

Neue Trends?



Der Leiter des Hamburger Kunstvereins: Dr. Uwe M. Schneede

Steve B. Peinemann: Wie hat sich die ARBEITSGRUPPE BILDENDE KUNST formiert? Gab es einen aktuellen Auslöser?

Dr. Schneede: Ja, aber der mag jetzt im Nachhinein ganz minimal erscheinen: Für die Ausstellung „Hamburger Kunstwochen“ – das ist eine Ausstellung junger Hamburger Künstler – hatte 1978 die Behörde einen Katalog-Zuschuß von 4.000 Mark zugesagt... und dann wieder abge sagt. Und aus Zorn darüber haben die Betroffenen Künstler gesagt: So, da muß jetzt was passieren mit der Kunstpolitik in Hamburg! Das hatte dann sehr bald mit der Gründung der „FREIE VEREINIGUNG BILDENDER KÜNSTLER“ zu tun – die hing aber auch damit zusammen, daß die Künstler unzufrieden waren mit dem, was der „BERUFSVERBAND BILDENDER KÜNSTLER“ in Hamburg bisher erreicht oder nicht erreicht hatte. Über die „FREIE VEREINIGUNG“ sind die Künstler mit Kultursenator Tarnowski ins Gespräch gekommen, und daraus hat sich ergeben, daß die Künstler mit dem Kunstverein zusammengingen. Die „HOCHSCHULE FÜR BILDENDE KÜNSTE“ hat sich bald angeschlossen. Und dann wurde der Kreis derer immer größer, die meinten, für Kunst und Künstler müsse in Hamburg mehr getan werden. Diese Solidarisierung hat schließlich zur Gründung der „ARBEITSGRUPPE BILDENDE KUNST - HAMBURG“ geführt.

Peinemann: Auf der Mitgliederliste der „Arbeitsgruppe“ stehen auch „DIE Hamburger Galerien“. Kann man es generell für alle sagen?

Schneede: Man kann das bisher so generell sagen, weil DIE Hamburger Galerien aufgefordert sind, an der „Woche der Bildenden Kunst“ mitzuwirken und auch die Forderungen nach verbesserter Förderung von Kunst und Künstlern in Hamburg mitzutragen. Auf jeden Fall sind immer 1-3 Vertreter der Galerien in den Sitzungen der „Arbeitsgruppe“. Wir haben inzwischen auch noch einen Punkt aufgenommen, der da lautet: Es sollen seitens der Kulturbehörde auch solche Ausstellungen von Privatgalerien gefördert werden, die einen „richtungsweisenden“ Charakter haben.

Peinemann: Was heißt hier ei-

gentlich „richtungsweisend“?

Schneede: Das wird man im einzelnen interpretieren müssen. Ich sag jetzt mal nur unter uns ein Beispiel: Wenn (die Galerie) „Levy“ Henry Moore in der Öffentlichkeit macht, auf der Moorweide, dann ist das was anderes, als wenn ein Galerist eine reine Verkaufsausstellung macht.

Peinemann: So ein Projekt wie „Henry Moore auf der Moorweide“ würde Ihren Vorstellungen von „Kunst im öffentlichen Raum“ entgegenkommen – verstehe ich das richtig?

Schneede: Das ist sicher auch eine Möglichkeit. Aber es ist ja so, daß wir bei unseren Überlegungen das Schwerkgewicht auf junge und experimentelle Kunst und deren besondere Förderung legen. Uns geht es ja darum – auch im Zusammenhang mit der „Woche der Bildenden Kunst“ – das Potential von Kunst und Kunstvermittlung in Hamburg insgesamt zu zeigen. Das Panorama während der „Woche der Bildenden Kunst“ reicht von der Goya-Ausstellung bis zu neuen experimentellen Formen. Da geht es um beides!

Peinemann: Die Behörde hat für diese „Woche der Bildenden Kunst“ 107.000 Mark rausgetan...

Schneede: Wir haben die Woche nach unseren Vorstellungen kalkuliert. Da stand dann unterm Strich, daß wir 107.000 Mark brauchen. Daraufhin haben wir sofort und vorbehaltlos die Zustimmung der Kulturbehörde erhalten!

Peinemann: Warum gibt es dort „vorbehaltlose Zustimmung“, aber bei weniger spektakulären Geschichten, die man nicht so gut an die Presse geben kann, werden die Taschen zugenäht. Warum schlägt dann der Rotstift zu?

Schneede: Ich glaube, das ist die grundsätzliche Haltung von Politikern: Daß sie mehr spektakuläre Ereignisse brauchen und fördern als die vielen, dauernden, stillen Ereignisse.

Peinemann: Welche Rolle spielt Senator Nölling dabei?

Schneede: Nach allem, was wir von Professor Tarnowski gehört haben, hat er die Forderungen in Bezug auf eine bessere Förderung von Kunst und Künstlern für 1981 voll übernommen. Er hat die Absicht, die Bildende Kunst 1981 zu einem Schwerpunkt seines Kulturhaushalts zu machen. Uns ist aber mittlerweile zu Ohren gekommen, daß Senator Nölling da gerne Abstriche machen möchte, weil angeblich in Hamburg gespart

werden muß.

Peinemann: Es ist die Rede davon, daß der Kunstverein, dessen Direktor Sie sind, nur ein Viertel von dem bekommt, was dem Stuttgarter Kunstverein zur Verfügung steht – und die Hälfte der Unterstützung des Kunstvereins Frankfurt. Wieviel bekommt Ihr Kunstverein?

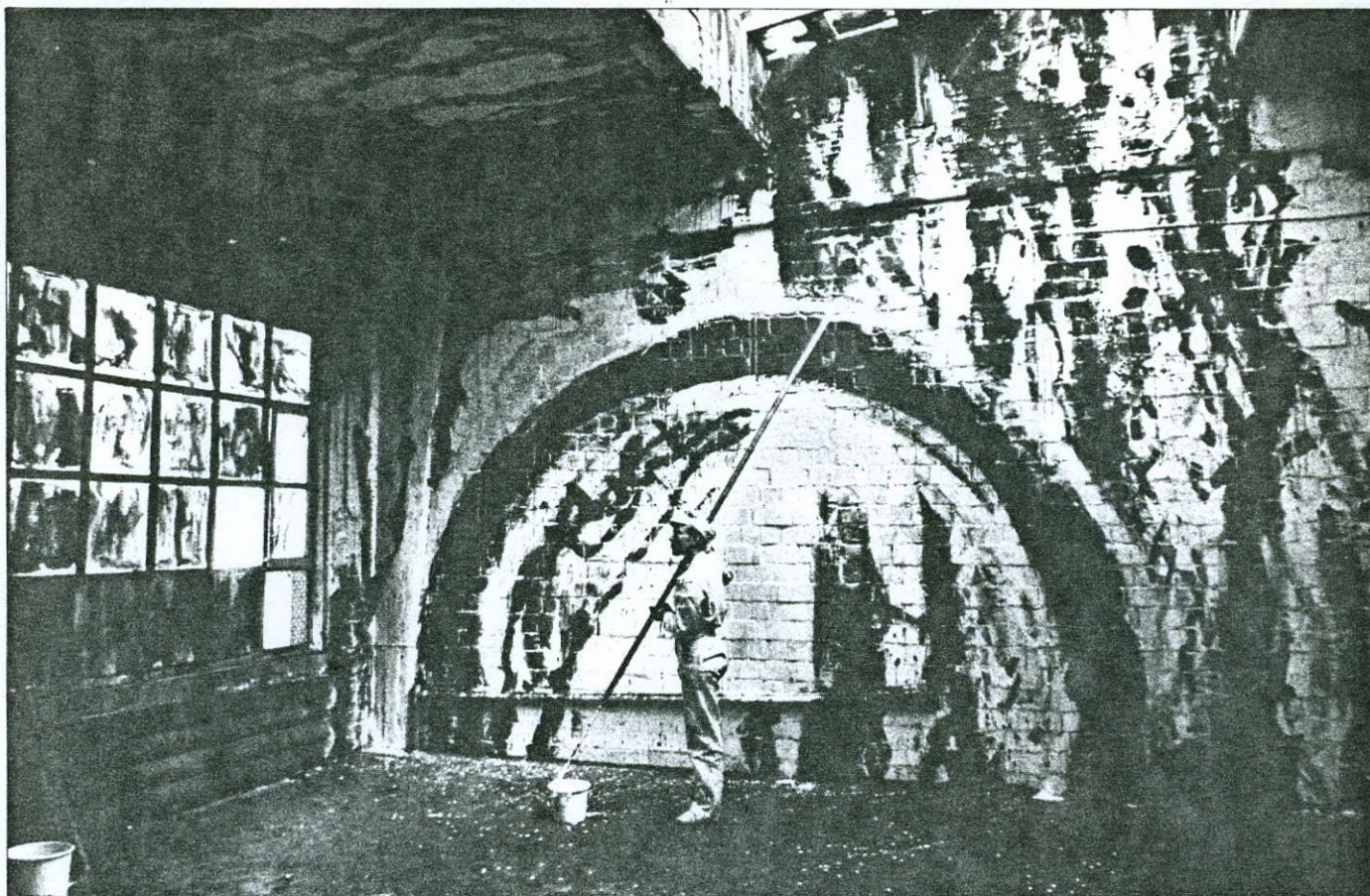
Schneede: Das sind für Ausstellungen 100.000, nochmal 100.000 für die Bewirtschaftung des Hauses – und außerdem die Miete von rund 140.000 Mark, die aber gar nicht durch unsere Bücher geht. Die Zuschüsse in Frankfurt liegen bei 600.000 und in Stuttgart bei über einer Million.

Peinemann: Welche Chance haben Sie gegen die Leute, die aus dem Sparstrumpf denken?

Schneede: Da müßte man natürlich eher die Sparstrumpfleute fragen als uns... Aber ich bin sehr hoffnungsvoll. Und ich denke, daß wir mit der „Woche der Bildenden Kunst“ im Herbst auch dazu verhelfen können, daß es ein „Klima“ für Bildende Kunst in Hamburg gibt, das die Entscheidungen für eine verbesserte Förderung auch begünstigt.

Peinemann: Inwiefern wird bei der „Woche der Bildenden Kunst“ Rücksicht genommen auf die Massenkultur der letzten 20 Jahre – auf sowas wie Rock-Kultur, Jugendkultur und derartige Dinge?

Schneede: Für uns ist zunächst die Frage wichtig, inwieweit im Bereich der Bildenden Kunst selbst eine Öffnung passiert ist. Die „Woche der Bildenden Kunst“ wird sicher einerseits durchaus elitäre Veranstaltungen zeigen – die einfach zum Charakter der Bildenden Kunst gehören. Daneben wird es eine ganze Reihe von Veranstaltungen geben, die auf der Straße, im Verkehr, im Stadttinneren stattfinden, wo sich Künstler ganz direkt an die Bevölkerung wenden. Es wird z.B. von Künstlern gestaltete Schaufenster in der Innenstadt geben. Es wird öffentliche Wandzeitungen auf Plakatwänden geben. Dinge, die einen ganz direkten Kontakt zwischen bildnerisch-ästhetischem Produkt und Passanten herzustellen versuchen. Und wir werden auf jeden Fall auf den Veranstaltungen in der „Markthalle“ den Kontakt auch zu anderen kulturellen Bereichen in Hamburg suchen.



Fotos: Ulrich Gehner

Kampnagel-Fabrik: „Verlorene Bilder – Verschwendete Zeit – Vergeudete Liebesmüh“

WOCHE DER BILDENDEN KUNST

„Wenn ich Politiker wäre...“

Vom 20. bis 31. Mai gibt es in Hamburg wieder – nach „Künstler, Krämer, kalte Küste 1980“ – eine Woche der bildenden Kunst. Zwischen Himmelfahrt und Pfingsten werden unter dem Motto „Kunststück – Stadtkunst“ mehrere Ausstellungen und zahlreiche Veranstaltungen stattfinden. SZENE-Kunstredakteur Roland Jaeger sprach aus diesem Anlaß mit drei Vertretern der Kunstszene über aktuelle Aspekte Hamburger Kulturpolitik: Dr. Uwe M. Schneede (Sprecher der „Arbeitsgruppe bildende Kunst Hamburg“), Adam Jankowski (Mitglied der „Freien Vereinigung bildender Künstler“) und Klaus Geldmacher (Koordinator der diesjährigen Kunstwoche).

Jaeger: Vor genau einem Jahr hat die „Arbeitsgruppe bildende Kunst Hamburg“, ein Zusammenschluß aller hiesigen Kunstinstitutionen, in einem „14-Punkte-Programm“ Vorschläge zur Verbesserung der Situation von Kunst und Künstlern in der Hansestadt gemacht. Welche konkreten

Reaktionen sind daraufhin erfolgt?

Schneede: Die Resonanz auf die Tatsache, daß wir gemeinsam ein solches kunstpolitisches Programm aufgestellt haben, war bei den Politikern zunächst äußerst positiv. Nur: Was zählt, ist nicht die Resonanz, sondern

sind tatsächliche Umsetzungen in politisches Handeln. An der Vielzahl der von uns monierten Misereen und Nöte hat sich – abgesehen von Verbesserungen bei den Künstlerstipendien und dem Atelierausbau – nichts Wesentliches geändert. Unsere Forderungen bestehen also weiter.

Jankowski: Tarnowski hat der Arbeitsgruppe verbal versichert, daß er das alles ja ganz toll findet, was wir da aufgelistet haben. Obwohl x-mal von uns angemahnt, gibt es dazu aber bis heute von der Kulturbehörde keine schriftliche und damit verbindlichere Stellungnahme.

Jaeger: Liegt hier nicht auch die Ambivalenz einer Veranstaltung wie der bevorstehenden „Woche der bildenden Kunst“, daß punktuell der Eindruck erweckt wird, es würden erhebliche kunstpolitische Anstrengungen unternommen, es auf längere Zeiträume gesehen aber bei Verbalbekundungen bleibt?

Schneede: Sicher. Man kann aber auch nicht übersehen, daß derartige Veranstaltungen wie auch unser Forderungskatalog bei den Politikern erstmal ein größeres Verständnis für die Notwendigkeiten im Bereich der bildenden Kunst schaffen. Wir

hoffen, daß daraufhin auch mal Handlungen folgen. In einem Punkt allerdings hat es bisher sogar einen wirklichen Rückschritt gegeben: 7 Millionen waren für die Neugestaltung der „Kunstinsel“ am Ferdinandstor eingeplant, ganze 2 Millionen sind davon übriggeblieben.

Jaeger: Welche Gründe haben zur Reduzierung dieses Projekts geführt, daß doch immerhin Gegenstand einer sozialdemokratischen Regierungserklärung war?

Schneede: Dohnanyi ist der Meinung, daß man mit den 7 Millionen nur eine „mittelmäßige Lösung“ hätte verwirklichen können, und daß man daher eine entsprechend aufwendigere Lösung anstreben müsse. Ergebnis: Der größte Teil der Mittel ist erst einmal weg – und konkrete Vorschläge für eine solche „große Lösung“ liegen überhaupt noch nicht auf dem Tisch.

Jaeger: Symptomatisch für Dohnanyis Vorstellungen von „großer Kunst“, die zu Lasten der „kleinen Schritte“ gehen?

Jankowski: Zumindest zeigt sich daran, daß die Frage der Finanzierung von Kunstförde-

rung nur über eine grundsätz-
lich neue Philosophie in Be-
zug auf Kulturpolitik ganz
allgemein zu erreichen ist. Die
SPD müßte wirklich jetzt an-
fangen zu überdenken, nach
welchen Gesichtspunkten sie
überhaupt Kulturpolitik ma-
chen will.

Jaeger: Nun ist aber in der
Hamburger Kulturszene zu
hören, Tarnowski habe in-
zwischen immerhin einiges
„kapiert“ – als Person. Gilt
das in Sachen Kunst auch für
seine Partei?

Geldmacher: Als jemand, der
längere Zeit mit dem Kul-
tursenator zusammengearbei-
tet hat, würde ich schon
sagen, daß er die meisten
Forderungen der Künstler für
vernünftig hält und auch mit
trägt. Nur: Wie setzt er's
durch in den politischen Gre-
mien? Da hat er in der Tat
wenig Unterstützung in der
SPD.

Jaeger: Ist denn wirklich nur
die mangelnde Unterstützung
in der Partei der Grund für
die Frustrationen, die der
Kultursenator bei Kunstschaf-
fenden aller Sparten mit sei-
nen verträstenden Verbalzu-
sagen erzeugt?

Geldmacher: Der Kultursena-
tor ist bei der Durchsetzung
seiner Politik natürlich auch
dem Einfluß seiner Behörde
ausgesetzt. Und da gibt es
eben sehr viele vorsichtige und
ängstliche Menschen, die ihm
dann auch manchmal Argu-
mente liefern, die ihn zögern
lassen. Fairerweise muß man
sagen: Als unsere Forderun-
gen im April letzten Jahres
vorgelegt wurden, war der
Haushalt 1982 schon durch.
Die Nagelprobe auf unsere
14 Thesen erfolgt also erst
1983. Denn jetzt kennt er
dieses Papier ein Jahr und
hätte es in den neuen Haus-
halt einarbeiten können.



Klaus Geldmacher: Die Richtung
von Tarnowski muß bei dem sich
abzeichnenden Kulturverständnis
von Dohnanyi beibehalten werden.



Adam Jankowski: Wir haben die
Vorbereitung geleistet. Das Know-
how ist da, aber die Kulturbehör-
der nimmt das nicht an.

Jaeger: Ein beliebtes Mittel,
real nicht existierende Zu-
wächse dennoch als solche
erscheinen zu lassen, ist ja der
Trick mit der Haushaltsum-



Schneede, Geldmacher, Jankowski: „Unsere Forderungen bestehen weiter!“

widmung. Dazu gehört die
kürzlich vollzogene Verlage-
rung des Etatpostens „Kunst
im öffentlichen Raum“ von
der Baubehörde zur Kulturbe-
hörde. Was hat diese Neue-
rung den Hamburger Künst-
lern bisher effektiv gebracht?

Schneede: Diese Verwaltungs-
anordnung hat ja zwei Aspek-
te: Einmal ist Kunst nicht
mehr gebunden an die Bau-
ten, aus deren Bausummenan-
teil sie finanziert wird, zum
anderen soll künftig keine
zeitgenössische Kunstform zu
kurz kommen. Das will erst-
mal mit Leben erfüllt sein.
Deswegen haben wir die „Wo-
che der bildenden Kunst“
1982 mit unter das Thema
„Kunst im öffentlichen
Raum“ gestellt – um zu de-
monstrieren, welche künstle-
risch vitalen Möglichkeiten
diese neue Bestimmung in

Hamburg tatsächlich erlaubt.
Das hat praktisch dazu ge-
führt, daß Veranstaltungen
wie die Skulpturen-Ausstel-
lung „Halle 6“ in der Kamp-
nagel-Fabrik auch aus diesem
Etatposten finanziert werden.

Jaeger: Und wie steht es mit
einem öffentlichen Raum für
zeitgenössische Kunst, sprich
„Sammlung 20. Jahrhundert“,
einer Hauptforderung Eures
14-Punkte-Programms?

Jankowski: Bis hier ist ja die
Archivierung und Ausstellung
der zeitgenössischen Kunst
eine Aufgabe der Kunsthalle,
die aus räumlichen und finan-
ziellen Gründen dort aller-
dings nur äußerst unzureichend
geleistet werden kann. Mitt-
lerweile hat aber sogar ihr
Direktor, Werner Hofmann,
im Katalogvorwort zu unserer
Ausstellung „Dorn im Auge“
dazu angeregt, eine solche

diesen Vorschlag während der
Kunstwoche diskutieren.“

Schneede: Auch Dohnanyi
hat kürzlich bei öffentlichem
Auftreten bekundet, er fände
es unbedingt nötig, daß eine
Sammlung zeitgenössischer
Kunst in Hamburg eingerich-
tet werde.

Jankowski: Klar, das bringt
doch Prestige. Wie beim
Pompidou: Wer das schafft,
der ist also schon mal Ge-
schichte. Das muß er nur ka-
pieren, daß er sich so aus der
Durchschnittlichkeit inner-
halb dieser ganzen Politiker-
dynastien herausheben kann.
Geld ist dafür eh da – in der
reichsten Stadt der EG über-
haupt. Nur eine Frage des
guten Willens. Die Vorausset-
zungen sind jedenfalls opti-
mal – alle finden es wichtig,
sogar das „Hamburger Abend-



Uwe M. Schneede: Künstlerische
Spitzenleistungen können sich
erst ergeben, wenn in aller Breite
Aktivitäten gefördert werden.

blatt“ ist dafür. Kann also
gar nichts schief gehen. Also:
Wenn ich Politiker wäre, wür-
de ich mich da sofort drauf-
stürzen!

Jaeger: Nun dilettieren Ham-
burgs Bürgermeister ja bereits
zuweilen in Sachen Kultur –
und geraten dabei nicht selten
in Konflikt zu ihrem eigenen
Fachsenator. Das war bei
Klose so und scheint sich
mit Dohnanyi verschärft fort-
zusetzen. Während Tarnowski
mit seiner Kunstförderung
durchaus schon mal in die
demokratische Breite geht, ist
bei Dohnanyi ein repräsentativer
Hang zur „großen
Kunst“ unverkennbar. Sind
da Kontroversen vorprogram-
miert?

Schneede: Dohnanyi hat ja
geäußert, man solle da, wo
Hamburg kulturell stark ist,

Hamburgs bildende Künstler sind mit der Kunstförderung weiter unzufrieden:

„Für uns ist immer Kassenebbe“

„Manchmal möchte ich dieser Stadt lieber heute als morgen den Rücken zukehren“, sagt Adam Jankowski. Die bildenden Künstler würden vom Senat wie Stiefkinder behandelt. Jankowski, der seit 1970 in der Hansestadt lebt und durch seine grellfarbenen Sprühtechnik-Bilder bekannt geworden ist, bemängelt vor allem, daß zu wenig für den Künstlernachwuchs getan wird. Außerdem gebe es kaum Ausstellungsräume.

Jankowski: „Die großen Theater erhalten Millionen-Subventionen. Doch wenn es um die Förderung von Hamburgs Künstlern geht, ist immer Ebbe in der Kasse.“ Der gebürtige Wiener verweist darauf, daß für die Nachwuchsförderung

Zehn Stipendien für zweihundert Bewerber

gerade zehn Arbeitsstipendien pro Jahr (finanzielles Gesamtvolumen: 145 000 Mark) zur Verfügung stehen – ein Tropfen auf den heißen Stein. Denn rund 200 Absolventen von Kunsthochschulen würden sich dafür bewerben.

Zwei junge Kollegen von Jankowski haben aus der Misere bereits die Konsequenzen gezogen: Der 38jährige Constantin Hahn ist nach Frankreich umgezogen und hat sein Atelier in Chatillon/Loire, einem kleinen Ort 130 Kilometer südlich von Paris. Ebenso Misha Bolourie, gebürtiger Iraner, seit 1979 in Hamburg. Er packt seine Pinsel, um nach Köln zu gehen. Bolourie: „Die Kunstförderung hier ist einfach provinziell. Gute Ideen werden nicht wahrgenommen. Die Stadt behandelt uns letzten Endes wie Bettler.“

Der 38jährige Bolourie, der an der Kunsthochschule Teheran studiert hat, war im vergangenen Jahr mit seinen Werken in der Gruppenausstellung „Selbst“ im

Kunsthause Hamburg vertreten. Für die Evangelische Akademie in der Grindelallee hat er jetzt ein großes Wandbild gemalt. Bolourie: „Als Stadt hat mir Hamburg zwar gut gefallen. Ich fühle mich hier mittlerweile zuhause und habe viele Freunde kennengelernt. Aber in Köln kommt man eben als professioneller Künstler weiter. Da gibt es auch von der Stadt mehr Unterstützung.“

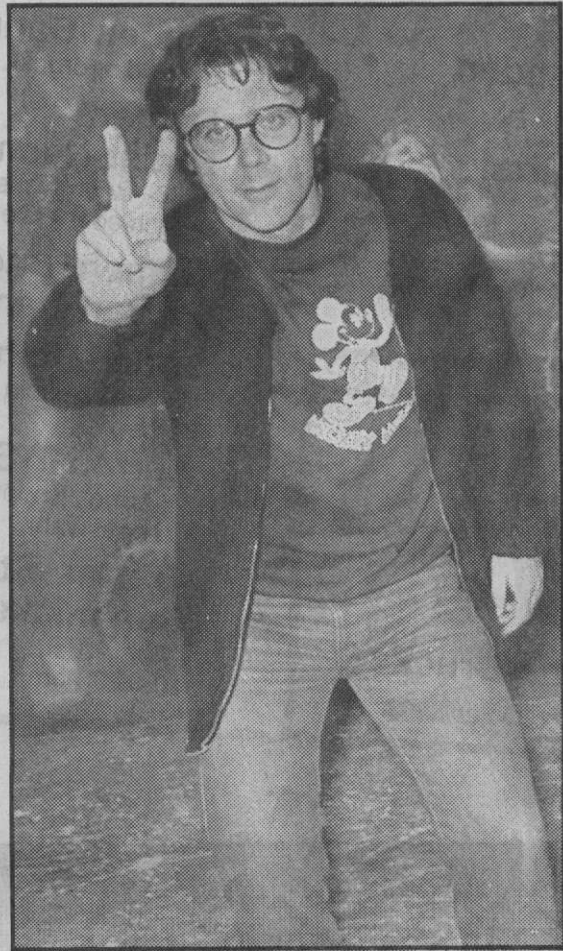
Schützenhilfe bekommen die murrenden Künstler von der neuen Chefin des Kunsthauses, Petra von der Osten-Sakken. „Ich kann verstehen, wenn viele und auch sehr qualifizierte Künstler die Stadt verlassen. Die Künstler-Förderung ist Flickschusterei.“

Dies sieht Klaus Peter Dencker von der Kulturbehörde anders: „Natürlich gibt es immer noch zu wenig Geld für die Kunstförderung, aber da sitzt uns die allgemeine Sparpolitik im Nacken. Dennoch sind wir in den vergangenen Jahren wichtige Schritte vorangekommen.“ Dencker führt den geplanten Umbau des Kunsthauses an, womit den Künstlern bald sehr viel mehr Ausstellungsräume geboten werden. Außerdem bemühe man sich, ein Gebäude auf dem Gelände der Kampnagel-Fabrik zu bekommen.

Doch Dencker sieht auch Hindernisse, die zumindest kurzfristig nicht zu überwinden sind: „Die Priorität für das Theater ist in Hamburg historisch gewachsen, ganz anders etwa als in Köln. Da müssen wir noch viel Überzeugungsarbeit – auch im Senat – leisten, daß die bildenden Künstler mehr Beachtung verdienen.“

Trost für Hamburgs Kunstszene: Adam Jankowski will die Hansestadt trotz allem nicht verlassen. „Ja, ich bleibe. Entscheidend für mich ist auch die Liberalität der Stadt. Außerdem habe ich hier einen großen Freundeskreis, den ich nicht verlieren möchte.“

ANDREAS OLDAG



Er bleibt trotz aller Kritik in Hamburg – der Liberalität und der vielen Freunde wegen: der Wiener Maler Adam Jankowski

Foto: JOSÉ CAMEJO



Adam Jankowski: „Schafft 100 Ausstellungshäuser und Rockpaläste für Hamburgs Zukunft“!

Mit der Kunst am Ende...

Künstler schreiben einen offenen Brief an die Hamburger Abgeordneten

Von Josef Singldinger
Hamburg - Die bildenden Künstler zu schützen sei die vornehmste Aufgabe. Solch fromme Worte fand der Abgeordnete Wulf Dankowski, als er die Große Anfrage der SPD „Zur Situation der bildenden Künstler in Hamburg“ dem Senat mit sichtbar schlechtem Gewissen vortrug - im fast leeren Bürgerschaftssaal.

Die „Vereinigung bildender Künstler in Hamburg“ hat in einem offenen Brief an die Abgeordneten der Hamburger Bürgerschaft die ganze Misere aufgelistet:

Eine „qualitative und effektive Kunstförderung gibt es in Hamburg nicht. Lumpige 73 000 Mark werden dafür geboten. Und die kriegen meist schon die Renommierten.“

Die Ausstellungsmöglichkeiten für zeitgenössische Kunst sind schlecht ungenügend. Adam Jankowski, einer der Autoren des geharnischten Protests, sagt lapidar: „Ein Museum für moderne Kunst muß her.“ Tatsächlich ist Hamburg die einzige große deutsche Stadt, die dergleichen nicht aufzuweisen hat.

Die Arbeitsbedingungen sind unzumutbar. Im Vergleich mit anderen Metropolen schneidet Hamburg schlecht ab. Hier ist das Klima für die Avantgardisten unterkühlt.

Dennoch: Pläne, mit denen diese Wetterlage zu verbessern wäre, existieren. In U-Bahnhöfen, Städtischen Buchereien, Passagen könnten Bilder und Plastiken der Moderne aufgestellt werden. Auch neue Ateliers soll es irgendwann mal geben.

Alle Parteien sind sich zumindest einig im Lamentieren. Dankowski meinte, die „hanseatischen Pfeffersäcke“ (Heinrich

Heine) sollten sich etwas von ihrer großzügigen Seite zeigen, auf daß Hamburg eine kulturell attraktive Stadt werde.

Senator Tarnowski sucht nun seinerseits ans große Geld via Staatskasse ranzukommen. Er will, daß der Etat für die bildende Kunst verdoppelt wird - auf 3 Millionen. Folgende Posten sollen erhöht werden:

- die Arbeitsstipendien von 180 000 auf 480 000 DM. Atelierneubauten von 20 000 auf 100 000 DM. Die Künstlerförderung (Katalogzuschüsse usw.) von 170 000 auf 240 000 und „die Kunst am Bau“ von 700 000 auf 1,5 Millionen DM. Damit letztere nicht weiter bürokratischen Querelen zum Opfer fällt, soll ein Fachmann für dieses Resort installiert werden.

Diese Informationen wurden vom Pressereferenten des Senats weder bestätigt noch dementiert. Vielleicht ein neuer Anfang und nicht nur ein Tropfen auf den heißen Stein.



Künstler im Atelier: diese und viele andere haben den offenen Brief unterzeichnet

Morgenpost 29. März

Das Millionenspiel

Droht der Hamburger Kunsthalle die Pleite im Luxus?

Es gab Champagner und Häppchen für die *happy few*, als die Hamburger Schickeria vor gut einem Jahr die „Galerie der Gegenwart“ mit einem rauschenden Fest einweihete. Damals herrschte in der Kunstszene Jubelstimmung, schienen die hundert Millionen Mark, die Oswald M. Ungers' Vierkantbau zwischen Hauptbahnhof und Alster verschlungen hatte, gut investiert. Von einem „Louvre im Norden“ wagten einige übermütige Medien gar zu schwärmen. Nun liegt die Bilanz des Einweihungsjahres vor: Der Museumsdirektor kann seine Heizungsrechnung nicht bezahlen.

Mit der Klage über das Defizit von einer Million Mark trat Uwe M. Schneede jüngst an die Öffentlichkeit. Obwohl fast eine halbe Million Besucher den Klotz besichtigen wollten, verschlingt der laufende Betrieb mit vier Millionen Mark jährlichen Kosten für Klima, Bewachung, Strom sämtliche Guthaben. Nun legte die sonst so sparsame Hamburger Kultursenatorin noch einmal fünfhunderttausend Mark drauf, die Eintrittspreise wurden von zwölf auf vierzehn Mark erhöht, die Rentnerermäßigung abgeschafft, der Etat linear um zehn Prozent zusammengestrichen. „Das große Problem wird die Abrechnung 1998“, seufzt Schneede. Dann nämlich wird sich erweisen, wie der Übergang von den Schaulustigen des Neubaus zu Besuchern themenbezogener Ausstellungen bewältigt wird. Bereits jetzt geht der Verkauf von Eintrittskarten markant zurück, demnächst laufen die ersten großen Sonderschauen im Neubau an. Läßt sich das Blatt nicht wenden, droht dem Louvre im Norden eine gewaltige Blamage.

Wenn das Geld auf Dauer nicht ausreicht? „Dann sehen wir weiter“, macht sich der Direktor trotzig selbst Mut. Schneede, ein gewiefter Museumsmannt mit wissenschaftlicher Statur, müht sich schon jetzt um Sponsoren; eine Agentur übernimmt nach amerikanischem Vorbild das „Fundraising“ bei den örtlichen Konzernen sowie beim schwerreichen, aber gerne einmal knickerigen Hamburger Händlervölkchen. Die „Galerie der Gegenwart“ stellt das Musterbeispiel eines von der Szene gepushten Museumsprojektes in Zeiten der Globalisierung dar. Sie bietet – vielleicht mehr noch als durch ihre Objekte – durch ihre sozioökonomische Verfassung ein Schaustück, was Kunst unserer Gesellschaft wert ist.

Schneede gehört zu den Museumsleuten modernen Zuschnitts, die beharrlich verkünden, aus der Finanznot eine Direktorentugend zu machen: „Nun haben wir die Chance, daß nicht die Politiker, sondern endlich die Experten die Kunst verwalten können.“ Damit spielt er auf die sukzessive Verwandlung der Hamburger Museen in Stiftungen an, die 1999 beginnen wird. Demnach besetzt ein Museumsdirektor nicht mehr eine „nachgeordnete Dienststelle“, die mit den Zuteilungen des Kulturhaushaltes leben muß. Fortan können Hamburgs Museen nach niederländischem Vorbild durch Ausstellungen Geld erwirtschaften, können freilich auch Schulden machen. Bereits jetzt bezieht die „Galerie der Gegenwart“ ein Gros ihrer unzurei-

chenden Mittel aus dem Museumsshop und der verkehrsumtosten Aussichtscaterie. Zukünftig müssen immer höhere Summen aus abendlichen Empfängen der Wirtschaft, aus feudalen Parties dazukommen, sonst wird der Museumsdirektor zum Pleitier.

Ähnlich wie bei der Globalvermarktung von Fußballspielen stellt sich auch bei den Museen die Frage nach dem Solidaritätsprinzip. Was wird aus kleinen, abseitigen Häusern wie dem archäologischen Harburger Helms-Museum, das keinen Hundertmillionenbau für die Imagepflege vorweisen kann? Häuser, die nicht zentral und bombastisch liegen, die keine protzigen Werbeflächen für die Wirtschaft bieten und damit in der zweiten Liga spielen, konnten nämlich nicht am statistischen Hamburger Museumsboom teilhaben, nach dem sich die Besucherzahl um ein Viertel vermehrte. Und was ist ein steiler Zuwachs wert, wenn der laufende Betrieb in einem architektonischen Solitär das Haus hemmungslos überschuldet?

Nach der Hamburger Logik lautet die Antwort auf einen bankrotten Staat: noch mehr Vermarktung, noch mehr Showeffekte, weil die anfänglichen Knüller bereits die Substanz angefressen haben. Das benachbarte Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe geht bereits denselben Weg. Seinen Erweiterungsbau im Innenhof, dringend benötigt für Depot und Verwaltung, läßt sich das Haus komplett von der Stiftung eines Hamburger Geschäftsmannes bezahlen. Spektakuläre Schauen über ägyptische Mumien oder den VW-Käfer sorgten heuer für Einnahmen, die dann wieder den Konservatoren oder sogar den Betriebskosten zugute kommen.

Für die „Galerie der Gegenwart“, die der Staat schon bei der Eröffnung unterfinanziert hat und damit einer hemmungslosen Kommerzialisierung aussetzt, beginnt ein Teufelskreis, den solide ausgestattete Sammlungen so nicht kannten: Ohne Publikumsrenner droht der Konkurs. Da kann die Hamburger Kunsthalle sich über ihren historischen Altbau freuen, der wenig Publicity abbekam. Hier hängen dauerhafte Attraktionen wie die hanseatischen Altäre eines Meister Bertram oder Caspar David Friedrichs seelenvolle Landschaften. Da wiegt es um so schwerer, daß der Neubau eine auch nicht mehr taufrische Kunst vertritt, die Modeschwankungen und Booms ausgesetzt ist. Gerade einmal die Hälfte der opulenten Darausstellung von Kunst ab 1960 gehören dem Haus selbst. Der Rest kommt von Sammlern und Galerien.

Spätestens an diesem Punkt wird die wacklige Wirtschaft des hanseatischen Nobelbaus zum Hasardspiel. Nachdem die Steuerzahler hundert Millionen Mark für Ungers bereitgestellt haben, bezogen nun die privaten Sammler kapriziös die quadratischen Raumfluchten mit französischem Kalksteinboden. Für Peanuts wie Heizung, Versicherung und Bewachung ihrer Kleinodien ist dann wieder der bankrotte Staat zuständig, der allerdings manchen Kunststiftungen Steuern in nicht unbeträchtlicher Höhe erläßt. Obendrein erhöht die Ausstellung im prestigieösen Nordlouvre den Wert manch angegrauten Schnäppchens aus der

Pop- und Fluxus-Zeit – ein feines Geschäft, wie auch Schneede erfahren hat: „Unsere Donatoren geben kein Geld, die wollen ihre Kunst zeigen.“

Zwar hat der Direktor mit seinen Sammlern einigermaßen seriöse Leihverträge von durchschnittlich zehn Jahren Dauer abgeschlossen. Doch hat sich seine staatliche Institution einzelnen Sammlern rückhaltlos ausliefern müssen, weil der Staat die Ankaufetats fast völlig gestrichen hat, die Kunstnachfrage der Reichen aber die Preise ins Astronomische steigerte. So ist etwa die Pop-art nahezu vollständig durch Leihgaben der Sammlung Onnasch vertreten. Ähnliches gilt für Beuys, von den eigens errichteten Hamburger Sammlerkabinetten für Horst Janssen und Picasso zu schweigen. Die Sammlung Sohst hat ganze Raumfluchten mit Darboven, Kossuth, Buren, LeWitt im Alleingang möbliert. Werke von Richard Serra und Mario Merz parkten ihre deutschen Galerien hier – Wartesaal für bessere Zeiten. Sollten auch nur einige dieser Leihgeber ihre Sammlungen zurückziehen, hinterließen sie eine Hülle mit vier Millionen Mark Betriebskosten.

Was bleibt einem seriösen Museumsmannt wie Schneede übrig, als diese Notlage, die ihn möglicher Erpressung aussetzt, auch noch zu preisen? Im Februar hielt er voller Stolz eine Diashow: „Wie die Künstler die Galerie der Gegenwart bezogen.“ Das klamme Hamburg, immerhin nach Steueraufkommen die reichste Stadt Europas, verschafft ihm über die fünfzehn Millionen Mark Etat hinaus keine Kunstwerke. Die Sammler machen keinen Pfennig für die Betriebskosten locker; mit Heizkostenzuschuß und der Wach- und Schließgesellschaft läßt sich schlecht werben.

Indessen hat die Hamburger Skaterszene die messerscharf abgeschrägte Sandsteinplatte über dem Museumskeller längst als ideales Übungsterrain entdeckt, schlaksige Halbwüchsige üben hier im Abgaswind stoisch ihre Brettsprünge – ein rauhes Terrain mit New Yorker Atmosphäre. Gleich um die Ecke, hinter dem Luxushotel „Atlantic“ beginnt der Babystrich, wo zwölfjährige Mädchen, heroinsüchtig und HIV-positiv, sich verkaufen. Öffentliche Gelder für ihr letztes Refugium, das „Café Sperrbezirk“ wurden gestrichen; jetzt springt auch hier ein Sponsor, Jan Philipp Reemtsma, ein. Dieweil durchschreitet das allerletzte Einweihungspublikum die Säle der „Galerie der Gegenwart“ und bestaunt betroffenen Duane Hansons Obdachlosenplastik mit dem Schild „Will work for food“.

Im ersten Stock des Museums hängt vorwiegend das wenige, was Schneede sich aus öffentlichen Mitteln leisten konnte: Jungdeutsche Foto- und Konzeptkunst von zweifelhafter ästhetischer Haltbarkeitsdauer. Warum mußte für derart ephemere Experimente ein exquisiter Ewigkeitsbau her? Bald soll hier eine große Max-Beckmann-Schau den Publikumsschwund stoppen. Damit wäre die „Galerie der Gegenwart“, dieses vorgebliche Barometer unserer Wahrnehmungsströme, schnell wieder bei der kunsthistorisch einbalsamierten klassischen Moderne angekommen.

Vielleicht hat die Gegenwart ja einfach nicht genug Substanz für ein solches Gebäude. Vielleicht ist das Mißverhältnis von öffentlichen Heizkosten und privaten Sammlermillionen das eigentliche Kunstwerk, das hier ausgestellt wird. Zwischen den neuesten Intercitymodellen und den Autoströmen eingeklemmt, enthüllt der klobige Bau mit jedem Tag deutlicher seinen Charakter als ägyptische Grabkammer. Nicht die Galerie der Gegenwart steht hier, sondern deren Mausoleum.

DIRK SCHÜMER